

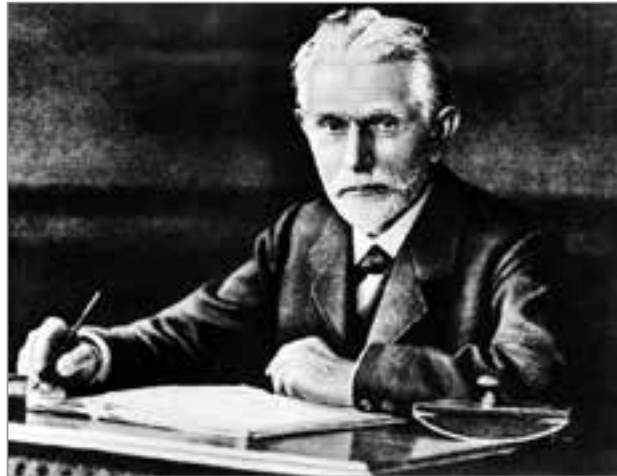
Ein Klassenkämpfer, an dem die heutige SPD zu messen ist

Vor 100 Jahren starb August Bebel

Gebohren wurde Ferdinand August Bebel am 22. Februar 1840 in Deutz bei Köln. Die Schulzeit beendete er 1854 als Vollwaise, eine dreijährige Drechslerlehre schloß sich an. Nach deren Abschluß begab sich August Bebel auf die Wanderschaft nach Süddeutschland und Österreich. In seinem erlernten Beruf fand er 1860 Arbeit in Leipzig. Vier Jahre später eröffnete er in der Messestadt als selbständiger Meister eine Drechslerwerkstatt. Mit dem Eintritt in den Gewerblichen Bildungsverein begann 1861 auch seine politische Tätigkeit. 1865 wählten ihn die Mitglieder seines Arbeitervereins zu ihrem Vorsitzenden. Vor 150 Jahren – am 23. Mai 1863 – gründete Ferdinand Lassalle in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV). Er forderte die Arbeiter auf, sich unabhängig von der Bourgeoisie als selbständige politische Kraft zu organisieren. August Bebel schloß sich dem ADAV nicht an, weil er die Lösung der Arbeiter von der liberalen Bourgeoisie für verfrüht hielt. Ihm mißfiel vor allem, daß Ferdinand Lassalle mit Bismarck verhandelte, um Bedingungen zu vereinbaren, unter denen sich der ADAV für Preußens Weg zur Einheit Deutschlands einsetzen konnte. Er lehnte auch die autoritäre Führung des Vereins durch Lassalle und dessen Geringschätzung von Gewerkschaften ab. Die staatssozialistischen Vorstellungen Lassalles erschwerten auch nach dessen Tode – er starb am 31. August 1864 – den gemeinsamen Kampf der Arbeiter gegen die Bourgeoisie und das Junkertum. 1865 lernte August Bebel in Leipzig Wilhelm Liebknecht kennen, mit dem ihn in den folgenden Jahrzehnten eine enge Freundschaft verband. Liebknecht verfügte über Erfahrungen aus den Klassenkämpfen seit der bürgerlichen Revolution von 1848/49. Er besaß Kenntnisse auf dem Gebiet der marxistischen Theorie, die er sich während seines 12jährigen Exils in England angeeignet hatte. Durch ihn wurde August Bebel mit Traditionen der internationalen und der deutschen Arbeiterbewegung, mit Werken von Friedrich Engels und Karl Marx, aber auch mit den Grundsätzen der Internationalen Arbeiterassoziation (I. Internationale) vertraut gemacht, der er 1866 beitrug. Nach dem Sieg Preußens im Krieg gegen Österreich (16. Juni bis 26. Juli 1866) betrachteten es Bebel und Liebknecht als ihre Aufgabe, gegen das militaristische Vorgehen Preußens anzukämpfen, zur Entstehung eines demokratischen Deutschland beizutragen und dafür die Arbeiterklasse sowie kleinbürgerliche Schichten zu gewinnen. Dem diente auch die Gründung der Sächsischen Volkspartei

am 19. August 1866 in Chemnitz. Es waren vor allem Arbeiter und Kleinbürger, die sich in ihr zusammenschlossen.

1867 war August Bebel der erste Arbeitervertreter im Norddeutschen Reichstag. Von 1867 bis 1881 sowie zwischen 1883 und 1913 war er Mitglied des Reichstags. Von 1881 bis 1890 gehörte er dem Sächsischen



August Bebel

Landtag an. Die Erfahrungen, die er in beiden Gremien sammelte, und die engen Kontakte zu seinen Wählern ermöglichten es ihm, eine revolutionäre Parlamentstaktik der Sozialdemokratie zu entwickeln. Gemeinsam mit Wilhelm Liebknecht rang August Bebel um die Vereinigung der nicht im ADAV organisierten Arbeitervereine. Am 7./8. Juni 1863 nahm er am ersten Vereinstag Deutscher Arbeitervereine in Frankfurt a. M. teil, der sich – als Antwort auf die Bildung des ADAV – zum Gründungskongreß des Verbandes Deutscher Arbeitervereine (VDAV) erklärte. 1864 wurde er Mitglied des Ständigen Ausschusses des Verbandes, und 1867 wählten ihn die Delegierten zum Präsidenten des VDAV. August Bebel's Wahl trug entscheidend zur Überwindung des Einflusses der Bourgeoisie auf die Führung des Verbandes bei.

Auf seinen Antrag hin erklärte sich der Nürnberger Vereinstag des VDAV 1868 für den Anschluß an das Programm der Internationalen Arbeiterassoziation. Das war ein bedeutsamer Schritt zur Anerkennung marxistischer Positionen durch die Mitglieder des Verbandes. Die Initiatoren bezogen in ihre Bestrebungen zur Bildung einer revolutionären Arbeiterpartei auch Mitglieder des ADAV ein, die mit der Politik seines Präsidenten – Johann Baptist von Schweizer – nicht einverstanden waren. Für die entstehende Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) entwarf August Bebel das Programm, zu dem er 1869 auf dem Eisenacher Gründungskongreß sprach. Später erklärte Friedrich Engels

dazu in seiner Schrift „Der Sozialismus in Deutschland“: „Und so entstand bald, dank vor allem den Bemühungen Liebknechts und Bebel's, eine Arbeiterpartei, die die Prinzipien des 1848er „Manifests“ offen proklamierte.“ (MEW Bd. 22, S. 249) Nach der Zielstellung „Errichtung des freien Volksstaates“ verpflichtete das Programm jedes Parteimitglied, mit ganzer Kraft für die nachstehenden Grundsätze einzutreten:

- die heutigen politischen und sozialen Zustände sind in höchstem Grade ungerecht und daher mit der größten Energie zu bekämpfen;
 - der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft;
 - die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Kapitalisten bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, und es erstrebt deshalb die sozialdemokratische Partei unter Abschaffung der jetzigen Produktionsweise (Lohnsystem) durch genossenschaftliche Arbeit den vollen Arbeitsertrag für jeden Arbeiter;
 - die politische Freiheit ist die unentbehrlichste Voraussetzung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat;
 - die politische und ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse ist nur möglich, wenn diese gemeinsam und einheitlich den Kampf führt, deshalb gibt sich die Sozialdemokratische Arbeiterpartei eine einheitliche Organisation ...
 - die Befreiung der Arbeit ist weder eine lokale noch nationale, sondern eine soziale Aufgabe, welche alle Länder, in denen es moderne Gesellschaft gibt, umfaßt. Darum betrachtet sich die Sozialdemokratische Arbeiterpartei, soweit es die Vereinsgesetze gestatten, als Zweig der internationalen Arbeiterassoziation und schließt sich deren Bestrebungen an. (Vgl. Revolutionäre deutsche Parteiprogramme, Berlin 1967, S. 45 f.)
- Obwohl das Eisenacher Programm noch Reste von Glaubenssätzen Lassalles enthielt, bewahrte es den proletarischen, internationalistischen, antimilitaristischen und revolutionären Charakter des Manifests der Kommunistischen Partei. Es stellte eine günstige Bedingung für die politische Organisation der Arbeiterklasse sowie für den künftigen Vereinigungsprozeß der SDAP mit dem ADAV zu einer einheitlichen marxistischen Partei der deutschen Arbeiterklasse dar.

August Bebel befaßte sich in den Jahren vor der Parteigründung vor allem mit Werken von Friedrich Engels, Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Die erste Schrift von Marx, die er las, war die „Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation“. Band I des „Kapitals“ war ihm eine Hilfe bei der Auseinandersetzung mit dem Lassalleanismus.

Neben Wilhelm Liebknecht gehörte August Bebel in den Jahren des Sozialistengesetzes (1878–1890) zu den am meisten verfolgten Sozialdemokraten. Insgesamt erhielt er 57 Monate Festungs- und Gefängnishaft aufgebürdet, die er zu Studienzwecken auszunutzen suchte. So wurden staatliche Strafanstalten zu seinen „Universitäten“. August Bebel verfaßte eine Reihe eigener Werke. Hervorhebenswert sind vor allem seine Autobiographie „Aus meinem Leben“ sowie „Unsere Ziele“, „Der Leipziger Hochverratsprozeß vom Jahre 1872“, „Die Sozialdemokratie im Deutschen Reichstag ... 1871–1893“ sowie „Die Frau und der Sozialismus“. Diese Schrift sollte zu den in Arbeiterkreisen am meisten gelesenen marxistischen Werken gehören. Wenn seitens der SPD heute geurteilt wird, Bebel sei kein Marxist, sondern lediglich Anhänger der Marxschen Schule der Sozialdemokratie gewesen (H. Grebing: Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung, 2012, S. 103), so zeugt das davon, daß man dem Ringen der alten Sozialdemokratie um die Herausbildung einer marxistischen Arbeiterpartei und sogar deren jahrzehntelangen Kampf gegen Krieg und Militarismus die verdiente Wertschätzung verweigert.

Im Einsatz für ein einheitliches, demokratisches Deutschland stellten Bebel und Liebknecht Bismarcks „Revolution von oben“, die sich in Kriegen gegen Dänemark, Österreich und Frankreich manifestierte, die Volksrevolution „von unten“ entgegen.

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei solidarisierte sich mit der Pariser Kommune. So erklärte August Bebel am 25. Mai 1871 im Reichstag: „Meine Herren, mögen die Bestrebungen der Kommune in Ihren Augen auch noch so verwerfliche ... sein, seien Sie fest überzeugt, das ganze europäische Proletariat, und alles, was noch ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit in der Brust trägt, sieht auf Paris ... und ... ehe wenige Jahrzehnte vergehen, (wird) der Schlachtenruf des Pariser Proletariats: ‚Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem



Wilhelm Liebknecht

Müßiggange! der Schlachtruf des gesamten europäischen Proletariats werden ...“ Im Krieg 1870/71 lehnte es der Abgeordnete Bebel ab, für die geforderten Kriegskredite zu stimmen. Er wandte sich dagegen, daß der Krieg gegen Frankreich zu einem Eroberungskrieg wurde und warnte davor, daß die beabsichtigte Annexion Elsaß-Lothringens zur Ursache für einen kommenden europäischen

Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands gemeinsam zu kämpfen. Die Partei betrieb eine an den Interessen der Arbeiterklasse orientierte Politik und nahm auf dem Erfurter Parteitag 1891 ein marxistisches Programm an. An dessen Ausarbeitung war August Bebel beteiligt. 1892 wurden er und Paul Singer auf dem Berliner Parteitag zu Parteivorsitzenden gewählt. Seit 1900 war Bebel dann Mitglied des Internationalen Sozialistischen Büros der II. Internationale.

In der Auseinandersetzung mit dem Revisionismus Eduard Bernsteins und Georg von Vollmars legte August Bebel auf dem Dresdener Parteitag 1903 seine persönliche Schlußfolgerung aus dem jahrzehntelangen Streit mit dem Opportunismus dar. Sie lautete: „Solange ich atmen und schreiben und sprechen kann, soll es nicht anders werden. Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben und sie, wenn ich kann, zu beseitigen.“

August Bebel starb am 13. August 1913 in Zürich. Seinem Sarg folgten Zehntausende. Mit ihrer Anteilnahme würdigten sie einen Arbeiterführer, der sein ganzes Leben für die Erfüllung der weltgeschichtlichen Aufgabe des Proletariats, der Befreiung der Menschheit vom Kapitalismus mit seiner Ausbeutung, seinen Krisen und seinen Kriegen, eingesetzt hatte.

Eines der beim Parteivorstand der SPD eingegangenen Telegramme lautete: „Teilen Ihren Schmerz wegen Verlust größten Führers der internationalen revolutionären Sozialdemokratie.“ Es kam von Lenin.

August Babels Vermächtnis zu erfüllen, ist eine Aufgabe aller geblieben, die sich den Idealen der Arbeiterklasse – Frieden, Sozialismus und Kommunismus – verbunden fühlen.

Dr. Ehrenfried Pöbneck, Dresden



Briefmarke mit den Porträts beider

Krieg werden könnte. Nach dem Grundsatz „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!“ verwarf die Sozialdemokratie auch in den Jahren nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs dessen Kriegs- und Rüstungspläne. In der Zeit des Sozialistengesetzes setzten sich die Arbeiterorganisationen mutig gegen ihre Unterdrückung zur Wehr. Die

Über das Glück, Moritz und Sonja Mebel begegnet zu sein

Eine unerschütterliche Freundschaft

Meine Freundschaft mit Moritz – dem emeritierten Professor der Medizin – besteht schon länger als ein halbes Jahrhundert. Wir waren beide noch recht jung, als ich diesem früh ergrauten, damals knapp 40jährigen Mann erstmals begegnete. Durch die Brillengläser sahen mich ums Erkennen bemühte kluge und bisweilen etwas traurige Augen so an, als wollten sie mich ergründen. Der Mediziner im weißen Kittel, zu dem ich in die Sprechstunde kam, hörte mich aufmerksam an, lächelte und sagte, wie mir schien, in seiner Muttersprache: „Lassen Sie uns Russisch sprechen, das wird für Sie bequemer sein ...“ Seitdem sind wir immer zusammen, auch per Distanz. Moritz wurde in Erfurt geboren. Er stammt aus einer jüdischen Familie. Nach Moskau kam er als Neunjähriger mit seiner Mutter und der älteren Schwester Susi. Der Vater stieß erst später zur Familie. Die Eltern meines Freundes waren zur Emigration in die Sowjetunion gezwungen, weil sich Deutschland zu einer tödlichen Gefahr für die ganze Menschheit entwickelte, die man „braune Pest“ nannte. Die Moskauer Straße nahm den kleinen deutschen Emigranten schlecht in Empfang. Als er auf dem Hof erschien, wurde er von gleichaltrigen Kindern umringt, die ein in den 30er Jahren verbreitetes Spottlied anstimmten. Es begann – ins Deutsche übersetzt – mit den Worten: „Deutscher, mit Pfeffer, Wurst und faulem Kraut ...“ Man versuchte, ihn zu verprügeln, doch er verstand sich aufs Raufen und wehrte sich. Das Schönste für Moritz und Susi war damals die Karl-Liebnecht-Schule, in der Kinder deutscher und österreichischer Polit-Emigranten lernten. Moritz erinnert sich an das fest zusammenhaltende Kollektiv. Schüler und Lehrer, Erzieher und Pionierleiter – alle waren wie eine große Familie. Jedenfalls bis zu den Ereignissen des Jahres 1937 ...

Die unerwartete Wende, die scheinbare Annäherung zwischen der UdSSR und Nazideutschland nach Abschluß des Nichtangriffspaktes konnten viele deutsche Polit-Emigranten nicht verstehen. Die Karl-Liebnecht-Schule wurde geschlossen, ihre Schüler verteilte man auf verschiedene russische Schulen in Moskau. Im August 1940 wurde Moritz Student am Ersten Moskauer Medizinischen Institut. ... Doch schon am 15. Oktober 1941 teilte die sowjetische Nachrichtenagentur TASS mit, daß Hitlers Truppen 120 Kilometer vor der Hauptstadt stünden. In diesen kritischen Tagen bewarb sich der 18jährige

Student Mebel – dem Appell der Partei folgend – als Freiwilliger um Aufnahme in das Kommunistische Arbeiterbataillon des Moskauer Frunse-Bezirks. Später wurden diese Einheiten zur Moskauer Kommunistischen Division zusammengelegt. Im Eilmarsch ging es auf die Wolokolamsker

Über eine Lautsprecheranlage begann er mit Agitationssendungen für die Wehrmachtssoldaten. Fast die ganze Zeit war Moritz in der vordersten Linie. Die Gegner machten Jagd auf das Übertragungsgerät, gingen zu flächendeckendem Beschuß über, bisweilen auch mit Erfolg.

Für Moritz und seine Genossen war es schwer, vorerst von Deutschen besetztes sowjetisches Territorium in Augenschein nehmen zu müssen. Beim Rückzug unter den Schlägen der Roten Armee hinterließ Hitlers Wehrmacht ein leergefegtes, verbranntes Land. Besonders schlimm erging es unter der deutschen Besatzung jungen Frauen. Kräftige und Gesunde wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht, junge und hübsche Mädchen kamen im Hinterland der Okkupanten in Bordelle.

Einmal geriet Moritz selbst fast in Feindeshand, als er mit seiner fahrbaren Sen-

destination zwischen zurückweichende deutsche Einheiten kam, die – wie durch ein Wunder – das sowjetische Auto nicht erkannten. Hätten sie den alleinfahrenden LKW bemerkt, wären dessen Insassen unentrinnbar ums Leben gekommen: Einen deutschen Juden, der überdies auch noch Politoffizier der Roten Armee war, hätte man an Ort und Stelle erschossen. Dafür besaß die Wehrmacht einen Sonderbefehl Hitlers.

„Für mich selbst“, berichtete Moritz, „hatte ich eindeutig festgelegt: sofort eine Kugel in den Kopf, aber auf keinen Fall den Deutschen in die Hände geraten. Das Wichtigste dabei war, genügend Zeit zu haben, um sich erschießen zu können.“

Ein besonders schlimmes Kriegserlebnis war für Moritz das Übersetzen aufs Westufer des Dnepr. Dort hatte eine Vorhut der Roten Armee vor der Befreiung von Kremenschug eine kleine Stellung erobert. Moritz erhielt den Befehl, sofort das andere Ufer zu erreichen und festzustellen, ob dort die Möglichkeit bestünde, eine Lautsprecheranlage zu installieren und mit dem Senden zu beginnen. Als einziges Transportmittel stand ein aufblasbares Gummiboot mit Munition zur Verfügung. „Falls auch nur eine Kugel oder ein Splitter das Boot getroffen hätten, wäre es sofort gesunken“, berichtete Moritz. Damit wäre er verloren gewesen, da er nicht schwimmen konnte. Es war ein Wunder, daß Kugeln und Splitter, die um das Boot herumflogen, dieses nicht beschädigt haben.

Ein Erinnerungszeichen aber hat ihm der Krieg dennoch hinterlassen. Bei Kämpfen



Moritz und Sonja Mebel

Chaussee – ohne warme Uniformen, nur in Schuhen mit Wickelgamaschen, bewaffnet mit aus dem Museum entnommenen alten französischen Gewehren und Munition in geringer Menge.

Im November 1941 begann die lange erwartete Gegenoffensive. Moritz machte viele Operationen mit, befreite mit seinen Genossen Siedlungen und Dörfer von den Hitlerfaschisten. Erstmals mußte er mit eigenen Augen deren Grausamkeiten wahrnehmen: die erschlagenen und in Brunnen geworfenen Kleinkinder, den verkohlten Körper eines Regimentskommandeurs, der an die Wand eines Gefechtsstandes gestellt worden war, und unter dessen Leichnam die fliehenden Okkupanten Feuer entfacht hatten. Völlig niedergebrannte Dörfer, Tod und Verderben ... Ein schrecklicher Gegner war auch der grausame Frost, zeitweilig bis zu 42 Grad Minus. Man konnte sich nur an den durch die geflüchteten Hitlerfaschisten in Brand gesteckten Häusern erwärmen. Erst im Februar 1942 wurden an der Nord-West-Front Winteruniformen ausgeteilt: Wattedjacken, Wattedhosen, warme Wäsche und Filzstiefel. Das Wichtigste: Nun bekamen die Soldaten auch echte sowjetische Gewehre. Zu diesem Zeitpunkt waren von den 180 Kämpfern der Kompanie, zu der Moritz Mebel gehörte, außer ihm nur noch zwei Mann am Leben.

Die Kommandeure wußten um die deutsche Muttersprache des Rotarmisten. So wurde Moritz Unterpolitleiter der Abteilung 7, die wie überall in der Armee für Konterpropaganda und Zersetzung der gegnerischen Truppen zuständig war.

in der slowakischen Stadt Nitra traf Moritz am 9. März 1945 der Splitter einer Handgranate in den Rücken, so daß er bis heute ein kleines Stück Kruppstahl bei sich trägt. Für Moritz fand der Krieg auf deutschem Boden am 11. Mai 1945 sein Ende. Im Juni sollte er dann mit den anderen Truppenteilen der 53. Armee, in der er seit 1941 gekämpft hatte, zur 2. Baikalarmee in die Mongolei geschickt werden, wo der Krieg gegen das kaiserlich-militaristische Japan seinen Fortgang nahm. Doch er hatte Glück und wurde statt dessen in den Apparat der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland – der SMAD – abkommandiert. Dort begegnete er einem alten Bekannten aus Moskauer Kinder- und Jugendjahren: Es war Konrad Wolf – wie Moritz Offizier der Roten Armee. Gemeinsam leisteten sie politisch-ideologische Umerziehungsarbeit unter der deutschen Bevölkerung.

1947 demobilisiert, nahm Moritz sein durch den Krieg unterbrochenes Studium am Medizinischen Institut wieder auf. Erfolgreich verteidigte er danach seine Doktorarbeit als Lieblingsschüler des weltbekannten sowjetischen Urologen Anatolij Pawlowitsch Frumkin. Eine Rückkehr nach Deutschland hatte Moritz nicht geplant. Ein Teil seiner Verwandten – die Liebblingstante Anna, die Cousinen Ruth und Elju – waren in Auschwitz vergast worden.

Die Jahre vergingen, und in seinem Leben erschien Sonja. Dieses langbeinige Mädchen aus den unteren Klassen der deutschen Karl-Liebknecht-Schule hatte er schon lange nicht mehr gesehen. Sie trafen sich in Moskau wieder, schon als junge Fachleute. Sonja hatte auch das Erste Moskauer Medizininstitut absolviert. Mit dem Studium begann sie während der Evakuierung, als Moritz an der Front war. Ihre Lebensläufe ähneln sich in vielem. Auch sie emigrierte mit ihren Eltern in die UdSSR, die für sie zur zweiten Heimat wurde.

Sonja erzählte: „Mein Vater war ein überzeugter Kommunist. Er hat der Partei vom 15. Lebensjahr an geholfen, wurde mit 17 ihr Mitglied. Fast alle aus unserer Familie waren Kommunisten. Für meinen Vater stand fest: Nach dem Erlernen eines Berufs mußte er unbedingt in die Sowjetunion fahren, um seine Kenntnisse und Fähigkeiten für die neue Gesellschaft dort einzusetzen. Er hatte die Technische Hochschule in Dresden absolviert. Eine ihm danach angebotene interessante Arbeit in Südafrika schlug er zugunsten Moskaus aus.

Dort herrschte schrecklicher Frost, an den wir nicht gewohnt waren. Ich wurde so eingepackt, daß ich mich kaum bewegen konnte. Unsere Wohnung war nach damaligen Maßstäben phantastisch – mit Zentralheizung, Warmwasser, Gas und Badewanne. Das war Anfang der 30er Jahre. Wir wußten, daß im Land schwere Zeiten herrschten. Besonders schlecht stand es mit Lebensmitteln, was wir allerdings nicht direkt verspürten, da

uns ‚Insnab‘ zugänglich war – eine Versorgung in beliebiger Menge für die im Lande tätigen ausländischen Fachleute.

Wir haben mit Vergnügen die deutsche Schule besucht. Das war für uns eine Art Glückinsel. Wir verstanden das zwar



Hast du dich schon als Freiwilliger gemeldet?

noch nicht, fühlten es aber einfach. Das Verhältnis der Lehrer zu uns war erstaunlich gut, wir nannten sie ‚Genossen‘. Oft besuchten uns deutsche kommunistische Schriftsteller – Erich Weinert, Friedrich Wolf und Johannes R. Becher. In der Schule herrschte eine besondere Atmosphäre, kamen doch immer wieder Kinder hinzu, deren Eltern in Gefängnissen und Konzentrationslagern Nazideutschlands schmachteten. Deshalb war der Faschismus für uns etwas sehr Reales, echt Vorhandenes. Viele Eltern kämpften auch als Interbrigadisten in Spanien.

Ich erinnere mich noch gut an ein Drama, das ich in der 3. Klasse erlebte. Alle außer mir wurden in die Pionierorganisation aufgenommen. Da ich die Klassenjüngste war, mußte ich noch ein halbes Jahr warten. 1937 wurde ich zwölf. Es war das letzte Jahr meiner Kindheit. Bei uns daheim sprach man offen über die jetzt erfolgten Verhaftungen. Die Eltern erklärten mir, die Festgenommenen seien weder Faschisten noch Verräter. Später verstand ich, daß sie das taten, damit ich im Falle ihrer eigenen Arretierung nicht glauben sollte, sie seien solche.

Bald kam meine Cousine Ruth in unsere Familie. Wir beide hatten am 9. Januar Geburtstag. Sie war lediglich fünf Jahre jünger als ich. Im September 1937 war ihr Vater verhaftet worden, ein paar Wochen später auch ihre Mutter. Irgend jemand von unseren Bekannten brachte sie aus Leningrad nach Moskau. Ruth lebte fünf Jahre in unserer Familie. In der Schule sah ich jetzt öfter Kinder mit verweinten Augen. Auch viele unserer Lehrer wurden verhaftet. Uns erschien das Jahr 1938 wie

der Weltuntergang. Dann wurde die deutsche Schule aufgelöst, wir kamen in verschiedene Lehranstalten.

Die Jahre 1937/1938 haben in meiner Seele tiefe Spuren hinterlassen. Fast alle unsere Verwandten – Kommunisten, die in der UdSSR lebten – wurden verhaftet. All das hat mich so tief berührt, daß ich nicht in den Komsomol eintreten wollte. Nach zehn Jahren sagte ich meinem Vater: ‚Jetzt habe ich verstanden, warum Du Kommunist bist, warum Du diesen Ideen treu bleibst. Die Ideen sind hervorragend, aber das, was wir erleben mußten, war schrecklich.‘ In das Gamalei-Institut für Mikrobiologie und Epidemiologie kam ich – und zwar im wörtlichen Sinne – direkt von der Straße. Dem Direktor erklärte ich, unbedingt Mikrobiologin sein und nur unter seiner Leitung arbeiten zu wollen. Er hat mich ungeachtet meiner Biographie, die mir viele Jahre Hindernisse in den Weg legte, aufgenommen. Im Institut gab es 500 wissenschaftliche Mitarbeiter – ich allein war nicht Arzt-Laborant, sondern arbeitete über sechs Jahre lang als einfache Laborantin. Im letzten Jahr meiner Tätigkeit bekam ich die Einstellung als Arzt-Laborant und damit eine wesentliche Erhöhung meines recht kärglichen Gehalts. Die Wende in meinem Leben trat ein, als meine Mutter mit nur 46 Jahren starb. Im Januar 1957 haben mein Vater und ich Moskau verlassen. Wir wurden von vielen Leuten zum Zug begleitet. Ich war sehr traurig und schwermütig, hatte ich doch über ein Vierteljahrhundert unter sowjetischen Menschen gelebt. Dem Ersten Medizininstitut bin ich sehr dankbar, natürlich auch den ausgezeichneten Lehrern und meinen langjährigen treuen Freunden, von denen ein Teil schon lange tot ist. Wir haben unsere Moskauer Jahre niemals vergessen. Sie sind für immer in unseren Herzen geblieben.“

Die Mebels sind eine große und fest zusammenhaltende Familie. Zu ihr gehören die Tochter Annelie (Anja), der Schwiegersohn Jens, die Enkel Tino und Laura. Prof. Dr. med. habil. Sonja Mebel wurde eine hoch angesehene Mikrobiologin. Ich möchte ihr noch einmal das Wort geben.

„Wir haben in der DDR unsere Freunde gefunden, uns sehr gut gefühlt, viel gearbeitet und wahrscheinlich auch anderen Nutzen gebracht. Und das war das Wichtigste in unserem Leben. Wir wurden mit Anerkennung und Achtung belohnt. Das Schlimmste geschah im Herbst 1989. Wir begriffen, daß unser Staat, unsere Republik zugrunde gehen würden. Was für eine schreckliche Zeit! Aber man mußte weiterleben, der Tochter, den Enkeln helfen. Zum Glück haben unsere Freunde weder sich noch uns verraten. Verrat ist immer Verrat, und der muß auch stets so genannt werden. Wir sind unseren Idealen treu geblieben und davon überzeugt, sie auch in der Familie der Tochter, bei den heranwachsenden Enkeln bewahren zu können.“

Georgij Z. Sannikow, Moskau

Übersetzung: Dr.-Ing. Peter Tichauer